

Zeit zum Nachdenken

Der Mauerstreifen – Potenziale einer «prominenten» Stadtbrache

Fifteen years after the fall of the Berlin Wall, one can hardly find its traces. Few memorials, fragments of the Wall, surveillance towers, markings or art pieces commemorate the Wall today. But the Wall was not a couple of historical episodes, it was a physical incision that shaped the urban development of the City of Berlin for nearly thirty years. Dense and vital inner-city districts turned into periphery just because of their proximity to the Wall, this unapproachable corridor through the city that extended up to several hundred meters in some places.

After the fortifications had been removed, this linear void became a new element in the urban tissue. Ideas about the urban potential of this space were only discussed for a short period. For the city government, the rapid reconnection of the two city-halves and the „kritische Rekonstruktion“ were more important issues. In some areas, the space left by the wall was quickly filled with reconstructions of the pre-war blocks – like elsewhere in the inner city. However, there are other places where the empty strip of the former Wall is still extant: enormous brownfields situated in the middle of the city and surrounded by urban peripheries.

The present situation of 2004 might offer the time to look back and reflect on the various solutions for the void left by the Berlin Wall. It should be possible to look at it in a different way, to use its urban potential and develop new ideas.

«Wo war eigentlich die Berliner Mauer?» Diese Frage stellen heute – fünfzehn Jahre nach dem Fall der Mauer – nicht nur Touristen, sondern auch junge Berlinerinnen und Berliner. Schnell wurden nach der Wende die Grenzbefestigungen abgebaut, Mauerteile abge-

räumt und ins Ausland verkauft, vormalis «gekappte» Strassen wieder verbunden und die Neubebauung des Mauerstreifens geplant.

Nicht eine grundsätzliche Diskussion über Potenziale der sich quer durch die Stadt ziehenden (Mauer-)Brache, sondern die rasche Verknüpfung der beiden zuvor getrennten Stadthälften und die Rekonstruktion des gründerzeitlichen Stadtgrundrisses standen nach dem Fall der Mauer im Mittelpunkt der offiziellen städtebaulichen Diskussion.

Unauffällig, so will es der Senat, soll zukünftig an die Mauer erinnert werden. Schon jetzt sind einige Teilstücke einer Markierung fertig gestellt, die den ehemaligen Verlauf der Mauer dezent im Strassenbelag nachzeichnen. In ein paar Jahren soll diese Markierung einige Kilometer des innerstädtischen Mauerverlaufes nachvollziehbar machen. So wie an vereinzelt erhaltenen Wachtürme und Mauerfragmente, eine Handvoll Gedenkstätten, Dokumentationstafeln und künstlerische Interventionen, wird auch diese Markierung zukünftig museal an die Berliner Mauer erinnern. Ob dieser Umgang mit der Berliner Mauer angemessen ist und ihrer ehemaligen Bedeutung für die Stadt gerecht wird, ob nicht enorme, sich nach der Wende offenbarende städtebauliche Potenziale des Mauerstreifens ungenutzt blieben, daran scheiden sich noch heute die Geister. Die Diskussion darüber ist jedoch schon lange verstummt.

Spaziergang im Mauerstreifen 2004

An einem sonnigen Sonntagnachmittag im Jahr 2004 trifft man zwischen Potsdamer Platz und dem ehemaligen Checkpoint Charlie viele Touristen, die auf der Suche nach den Resten der Berliner Mauer sind. Am Martin-Gropius-Bau in der Niederkirchner Strasse werden sie fündig: ein Mauerstück, das zwischen Abgeordnetenhaus und dem Gelände «Topografie des Terrors» erhalten wurde, zeigt neben Standort, Höhe und Form der Mauer auch die Spuren unzähliger «Mauerspechte», die nach der Wende Teile des Betons heraus-

pickelten. Mit Reisebussen werden die Berlinbesucher vorgefahren – ein schneller Blick aus dem Fenster: Aha, das war also die Berliner Mauer!

Weiter Richtung Osten wird es schwieriger, Spuren des ehemaligen Mauerstreifens zu entdecken. Nach einigem Suchen wird man fündig: eine doppelte Reihe Kopfsteinpflastersteine verläuft quer über die Wilhelmstrasse. Eine Tafel mit der Aufschrift «Berliner Mauer 1961–1989» weist den eigentümlichen Belagswechsel aus: Die Linie markiert den Verlauf des so genannten vorderen Sperrelementes, d.h. der Mauer, die nach Westberlin gerichtet war.

Den Blick auf den Boden geheftet, spaziert man voran Richtung Checkpoint Charlie. Die Doppelreihe Pflastersteine verschwindet unter parkenden Autos, taucht wieder auf, verschwindet wieder – der Alltag, so scheint es, hat sich inzwischen über den ehemaligen Todesstreifen gelegt.

Den Checkpoint Charlie, seinerzeit der wichtigste Grenzübergang der Alliierten, erkennt man zunächst an der massiven Präsenz von fliegenden Händlern, die Uniformkappen der Nationalen Volksarmee, Babuschkapuppen mit Gorbatschowgesicht oder russische Pelzmützen feilbieten und an den Imbissständen, die Pommes und Currywurst verkaufen. Längst schon ist der ehemalige Grenzübergang weitestgehend überbaut. Für die Touristen wurde hier ein kleines nachgebautes Wachhäuschen und die Replik des Schildes «Sie verlassen den Amerikanischen Sektor» aufgebaut. Eine Arbeit des Künstlers Frank Thiel zeigt in einem Leuchtkasten die übergrossen Porträts eines russischen und eines amerikanischen Soldaten – eine künstlerische Auseinandersetzung mit dem ehemaligen innerstädtischen Grenzübergang [1]. Schulklassen stehen vor dem nahen Museum «Haus am Checkpoint Charlie» in der Friedrichstrasse, einem privaten Museum, das schon seit 1963 den Informationsbedarf eines immer grösser werdenden Publikums über die Berliner Mauer bedient.

Während für die meisten Touristen die «Mauertour» hier endet, setzen wir unseren Spaziergang in Richtung Osten

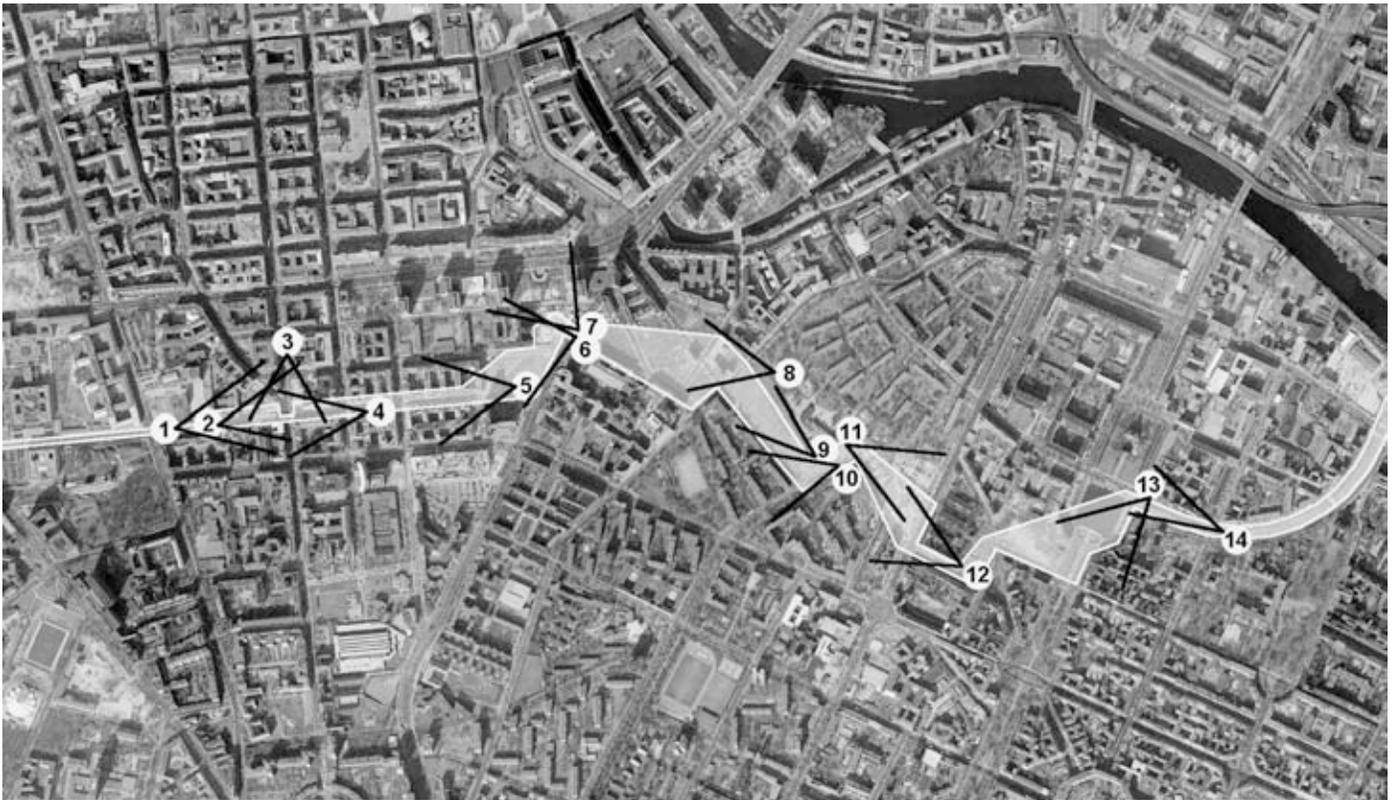


Abb. 1: Verlauf des ehemaligen Mauerstreifens zwischen Berlin-Mitte und Berlin-Kreuzberg sowie die Standorte und Blickwinkel der Fotografien auf den folgenden Seiten.

(Quelle: Ausschnitt Orthophoto Berlin, Bildflug 2002. Abdruck mit freundlicher Genehmigung der Senatsverwaltung für Stadtentwicklung Berlin vom 18. März 2004.)

fort. Nur mithilfe eines alten Stadtplanes ist es möglich, den weiteren Verlauf des ehemaligen Mauerstreifens zu lokalisieren: In einem «surreal eckigen Muster» [2] schnitt er durch den Stadtkörper, durch Strassen, Häuser, Grün- und Wasserflächen.

In der südlichen Friedrichstadt, entlang der Zimmerstrasse, sind die Planungen zur Wiederherstellung des gründerzeitlichen Stadtgrundrisses weitgehend umgesetzt. Teile der Blockrandbebauung, die seinerzeit für die Berliner Mauer abgerissen wurden, sind wieder ergänzt. Die hier entstandenen Architekturen unterscheiden sich nicht von anderen Gebäuden, die im Zuge der Planungs-, Investitions- und Baueuphorie der 1990er-Jahre eilig und gemäss den Regeln der «kritischen Rekonstruktion» gebaut wurden. Wie überall in der Stadt, stehen auch hier grosse Teile der Büroflächen leer. Und leer sind auch die Strassen.

Am Gebäude des Springer-Verlages an der Axel-Springer-Strasse, wo Friedrichstadt und Luisenstadt aneinander grenzen, wird die neue Bebauung des Mauerstreifens plötzlich lückenhaft. Or-

ten wie diesem ist eine seltsame Atmosphäre eigen: mitten in der Stadt gelegen und von dichter, hoher Bebauung umgeben, zeichnet er sich noch immer durch eine seltsame Leere und Bewegungslosigkeit aus. Die Kombination von rudimentären Vorkriegsblöcken, vereinzelt neuen Gebäuden und sandigen Stadtbrachen machen die Besonderheit des Ortes für den Besucher evident – nur kann er die Gründe für diese seltsame Peripherie ohne das Wissen über die frühere Existenz der Berliner Mauer nicht einordnen. Auch im weiteren Verlauf des Mauerstreifens findet man statt perfekt kompletter Blöcke eine mäandrierende Brache, die nur stellenweise mit einzelnen neuen Gebäuden des zukünftig wiederherzustellenden Berliner Blocks bestückt ist. Dann erreicht man an der Stallschreiber Strasse ein inzwischen wild begrüntes Teilstück des Mauerstreifens, das trotz Absperrung als temporärer Park genutzt wird. Die Besucher spazieren ahnungslos auf dem ehemaligen Patrouillenweg der DDR-Grenztruppen.

Es folgt eine grosse Fläche, die sich durch eine seltsame Mischung auszeich-

net: Auf dieser Brache mitten in Berlin werden Pferde gehalten, in unmittelbarer Nachbarschaft zu den gut mit Zäunen gesicherten Wohncontainern, die hier schon seit Jahren stehen. Aber auch ein Gebrauchtwagenhändler befindet sich auf diesem Areal, und neuerdings hat sich ein «Lidl-Verbrauchermarkt» in dieser innerstädtischen Peripherie angesiedelt. Die Betonflächen des Grenzüberganges Heinrich-Heine-Strasse, der sich hier befand, wurden erst vor wenigen Wochen beseitigt.

Anschliessend reduziert sich der Mauerstreifen auf Strassenbreite, führt zwischen Gründerzeithäusern und sanierten Ost-Plattenbauten hindurch und wird schliesslich wieder zur tief in die Baublöcke einschneidenden Brachfläche. Am Engelbecken, bevor die Mauer schliesslich dem Verlauf der Spree nach Südosten folgt, wurden grosse Teile der Blockrandbebauung wieder hergestellt und eine Grünanlage gebaut. Im Engelbecken selbst wurde eine Wasserfläche angelegt und im ehemaligen Luisenstädtischen Kanal ein Park geschaffen, der an diesem sonnigen Sonntagnachmittag von den Anwohnern genutzt wird.



1988/1989



1995



1998



2004



Abb. 2: Zimmerstrasse, Blick Richtung Osten.

Abb. 3: Zimmerstrasse, Blick Richtung Osten.

Abb. 2 bis 15:

Baulicher Zustand an 14 verschiedenen Standorten innerhalb des (ehemaligen) Mauerstreifens. Aufnahmejahre für jeden einzelnen Standort: 1988/1989, 1995, 1998, 2004.

(Quellen:

Fotos 1988/1989: Aus einer Fotoserie von 1084 Panorama-Fotos der Grenztruppen der DDR. Berliner Mauer-Archiv/Hagen Koch. Abdruck mit freundlicher Genehmigung.

Fotos 1995, 1998 und 2004: Nicola Schüller und Jochen Klein)

Die Heterogenität des ehemaligen Mauerstreifens ist nicht nur zwischen Berlin-Mitte und Kreuzberg, sondern für die gesamte ehemalige innerstädtische Grenze Realität. Inzwischen haben sich die Berliner daran gewöhnt, dass die zwei ehemaligen Stadthälften an einigen Stellen durch kritisch rekonstruierte

Stadtimplantate wieder verbunden wurden, während an anderen Stellen der innerstädtische Mauerstreifen in Form von enormen Brachflächen weiter besteht. Temporär genutzt oder ungenutzt reihen sich diese Brachflächen mit fortschreitender Zeit in die Vielzahl von Leerräumen und Lücken ein, die schon seit den

Kriegs- und Nachkriegszerstörungen ein Charakteristikum von Berlin sind. Es ist dieser Prozess des Verschwindens eines nicht nur weltgeschichtlich bedeutenden, sondern auch für die Stadt prägenden Raumes, der nicht erst fünfzehn Jahre nach dem Fall der Mauer zahlreiche Kritiker findet.



1988/1989



1995



1998



2004



Abb. 4: Friedrichstraße, Blick Richtung Süden zum Checkpoint Charlie.

Abb. 5: Zimmerstraße/Charlottenstraße, Blick Richtung Westen.

Rückblende

Städtebauliche Konsequenzen der Teilung

Die Mauer zog eine Narbe des Kalten Krieges durch Berlin, eine ideologische Demarkationslinie, die keinen Zweifel an der Unterschiedlichkeit der zwei, zur Koexistenz gezwungenen politischen Systeme zuließ. Mit gnadenloser Rigorosität durchschnitt sie die unterschiedlichsten Landschaften – Wasserflächen, Wälder, Schrebergärten, Vorstädte, Innenstadt und ignorierte den historischen Wuchs der Stadt.

Die Linie, die zunächst eine bloße Sektorenmarkierung war, schwoll über die Jahrzehnte zu einem immer unüber-

brückbareren Gebilde an, wie ein Seismograf, der die zunehmende Verhärtung der Fronten im Kalten Krieg aufzeichnete.

Begonnen hat die bauliche Umsetzung der Teilung am 13. August 1961 mit improvisierten Strassensperren aus Zäunen, Stacheldraht und einem Aufgebot von Polizei und Militär. Die Trennungslinie verlief zwischen dem sowjetischen Sektor auf der einen Seite und den amerikanischen, englischen und französischen Sektoren auf der anderen Seite. Wie die Sektoren der Besatzungsmächte orientierte sich der Mauerbau an vorhandenen Bezirksgrenzen, die in der Regel im öffentlichen Strassenraum verliefen.

Innerhalb einiger Tage wurden alle Lücken und Löcher geschlossen – die unterirdische Kanalisation wurde vergittert, U-Bahn-Eingänge verschlossen, die potenziellen Fluchfenster und Türen der betroffenen Häuser vermauert, um so den Ostteil der Stadt hermetisch vom Westteil abzuriegeln und jeglichen Transfer von «Ost» nach «West» an wenigen Übergängen kontrollierbar zu machen. Ab 1962 entstand die zweite Mauer aus Betonscheiben, die ausgemauerten Hausfassaden wurden abgerissen. Aber auch diese Mauer wurde nach einigen Jahren durch neue, noch effizientere Grenzanlagen ersetzt. Von der Sektorengrenze frassen sich die Grenzsicherungsanlagen im Verlauf von vier Mauergenerationen



1988/1989



1995



1998



2004



Abb. 6: Jerusalemer Strasse, Blick Richtung Westen.

Abb. 7: Axel-Springer-Strasse/Kommandantenstrasse, Blick nach Westen.

mehr und mehr ins Hinterland des sowjetischen Sektors. Trotz vielfachem Abriss oder der Sprengung ganzer Strassenzüge, um die ausgeklügelte Schichtung der Sperranlagen möglichst durchgehend anlegen zu können, reagierte der Verlauf des Streifens oft unerwartet flexibel auf die Umgebung. So schwoll der Mauerstreifen, wo es möglich war, auf beträchtliche Tiefen an, nahm Gebäude in sich auf, bildete Enklaven oder verjüngte sich auf wenige Meter, um sich dann an anderer Stelle zwischen noch vorhandenen Häusern durchzuzwängen. Es entstand eine unregelmässige, stark gezackte Zone, die sich auf ihrem Weg durch die Stadt permanent von Linie zu Fläche transformierte.

Im Westteil der Stadt tauchte die Mauer selbst für den Ortskundigen manchmal völlig unvermutet in einer Strassenflucht auf und zeigte ihre mit Graffiti besprühte Seite. Der letzten Generation der Mauer entbehrte die optische Brutalität, die ihre mit Stacheldraht bekörnten Vorgänger noch ausstrahlten. Sie war eine glatte Betonmauer, drei Meter sechzig hoch und mit aufgesetzten Asbestrohren gegen das Überklettern gesichert. Ihre sachliche Perfektion liess keinen Zweifel über die Effizienz der dahinter liegenden Maschinerie zur Fluchtverhinderung aufkommen.

Auf der Ostseite staffelte sich der grenznahe Raum hinter den eigentlichen Sperranlagen in verschieden stark

überwachte Gebiete, die nur für ausgesuchte Anwohner mit Passierschein zu betreten waren. So konnte man im Ostteil der Stadt nicht so unvermittelt auf die Mauer stossen wie im Westen – es wurde dafür gesorgt, dass die Bürger Abstand hielten.

Die Grenze durchschnitt frühere Hauptverkehrsadern, in denen städtische Bewegung pulsiert hatte, und machte sie zu Sackgassen; Orte, die vor dem Mauerbau zum Zentrum der Stadt gehörten und von Mobilität geprägt waren, wurden plötzlich zur Peripherie. Nach und nach zog sich die städtische Bewegung immer mehr von der Grenzlinie zurück. Im Ostteil der Stadt durfte man sich ohnehin nur mit Sondergenehmigung in



1988/1989



1995



1998



2004



Abb. 8: Axel-Springer-Strasse/Kommandantenstrasse, Blick nach Nord-Westen.

Abb. 9: Alte Jakobstrasse, Blick nach Westen.

Mauernähe begeben, im Westteil führte schon die Kenntnis von ihrer Existenz zum Abklingen städtischer Bewegung in den grenznahen Gebieten. Der Mauerstreifen strahlte so über seine Begrenzungsmauern hinaus in die angrenzenden Bereiche aus – und lähmte diese.

Von den im Westen aufgestellten Aussichtsplattformen hatte man Ausblick auf den Grenzstreifen. Das Wissen um die moderne Maschinerie machte ihn bedrohlich – optisch beeindruckte jedoch seine Leere. Die durch Herbizide von Bewuchs freigehaltene Schneise zog sich wie eine groteske Wüste durch die Stadt. Nachdem man auf den Aussichtsturm geklettert war, bot sich der Blick ins Nichts.

Die beiden Teile der Stadt unterschieden sich vordergründig in ihrem Aussehen nicht sehr; es waren zwei Städte, in denen man lebte und arbeitete. Das eigentlich Unbekannte war der Raum dazwischen – eine unbetretbare Leere, ein Vakuum der menschlichen Bewegung. Die einzelnen Elemente der Grenzsicherungsanlagen im Mauerstreifen legten sich über die alten Spuren der Stadt – Kopfsteinpflaster, Bürgersteige, Strassenbahnschienen – die in den Zwischenräumen immer wieder zum Vorschein kamen.

Durch die Überlagerungen war der Raum neutralisiert, und diese «surreale Leere» in der Stadt liess in der Vorstellung traumartige Bilder entstehen.

Maueröffnung: Entdeckungen

Die Öffnung der Grenzübergänge am 9. November 1989 machte schlagartig klar, welchen Druck dieses Bauwerk über die Jahrzehnte erzeugt hatte: Zu Tausenden strömten die Menschen vom Ostteil in den Westteil der Stadt. In den folgenden Tagen und Wochen entwickelte sich rasch ein enormer Grenzverkehr. Die Bewohner der geteilten Stadt besuchten die jeweils andere, so lange abgesperrte Hälfte Berlins. Der Raum des Mauerstreifens war nun eine groteske Insel in der Stadt, die Sperranlagen grenzten nichts mehr ab – ausser sich selber.

Nach dem Abbau der Grenzbefestigungen öffnete sich den Stadtbewoh-



1988/1989



1995



1998



2004



Abb. 10: Alexandrinenstrasse, Blick nach Nord-Westen.

Abb. 11: Alexandrinenstrasse, Blick nach Süd-Westen.

nern schliesslich ein Raum, der durch seine plötzliche Programmlosigkeit erstaunte – eine linienförmige Mondlandschaft quer durch Berlin.

Die geöffneten Grenzübergänge hatten wie Ventile funktioniert – nun offenbarten sich nach und nach immer mehr Verknüpfungsmöglichkeiten, denn das Abräumen der Mauer liess die alten, längst vergessenen Strassen wieder zum Vorschein kommen und in Funktion treten.

Obwohl das Überqueren der ehemaligen Trennungslinie immer alltäglicher wurde, spürte man weiterhin die Andersartigkeit dieses Raumes – das Kreuzen der Schneise mutete wie ein szenischer Schnitt in einer filmischen Se-

quenz an: Stadt – Nichts – Stadt. Bewegte man sich in der Schneise selbst, verband sie in ihrer Längsrichtung auf einmal die unterschiedlichsten Orte miteinander. Die Linie knüpfte neue Verbindungen quer durch die Stadt – Verbindungen, die es vor dem Mauerbau nicht gegeben hatte.

Der Raum, der den Bewohnern der Stadt so lange entzogen war, wurde nun von ihnen neu programmiert, denn sie nutzten ihn zum Spaziergehen, Fahrradfahren, Picknicken – oder zum Müll Abladen. Die Banalität und Episodenhaftigkeit der neuen Aktivitäten auf dem ehemaligen Todesstreifen gaben dem Raum eine nomadische Qualität und schienen so die Antithese der jahr-

zehntelangen Bewegungslosigkeit zu sein.

Visionen, Ideen, Denkanstösse zum Umgang mit dem Mauerstreifen

Das Schicksal der Schneise, die der Fall der Mauer in der Stadt hinterlassen hatte, war nach 1989 zunächst unklar. Es war der Zeitpunkt für Visionen über eine Nutzung dieses einzigartigen, geschichtsträchtigen Leerstreifens, der sich mitten durch das Zentrum der wieder vereinigten Stadt wand. Es stellten sich Fragen nach dem Schliessen dieser «Wunde», nach dem Wie und Ob, nach historischer Rekonstruktion oder zeitgemäsem Aufbau, auch nach dem Umgang mit der eigenen Geschichte.



1988/1989



1995



1998



2004



Abb. 12: Sebastianstrasse/Alexandrinenstrasse, Blick nach Süd-Osten.

Abb. 13: Sebastianstrasse/Luckauerstrasse, Blick nach Nord-Westen.

Zahlreiche Stadtplaner und Architekten erkannten, dass mit dem ehemaligen Mauerstreifen auf einmal ein neues städtebauliches Element in der Stadt vorhanden war – ein Leerstreifen, den sich viele andere Städte wünschen würden. Denkanstöße für den Umgang mit dem Raum der ehemaligen Mauer gab es in grosser Menge, in Artikeln, Projektideen oder sonstigen Diskussionsbeiträgen vieler Berliner Architekten, Städtebauer oder Planer, aber auch durch Beiträge international bedeutender Architektur- und Planungsbüros.

Der Raum des Mauerstreifens war indes nicht erst seit dem Mauerfall ein Thema. Schon in den frühen 1970er-Jahren thematisierte Rem Koolhaas in ei-

ner Arbeit an der AA «The Berlin Wall as Architecture» [3]. Wenig später bildeten diese Analysen und Betrachtungen über die absurde Kraft des Leerstreifens der Mauer Ausgangspunkt für einen preisgekrönten Wettbewerbsbeitrag: «Exodus or the Voluntary Prisoners of Architecture» – das erste Projekt von OMA [4].

Ein Jahr vor dem Mauerfall war vom Senat für Bau und Wohnungswesen 1988 die Ausstellung «Berlin – Denkmal oder Denkmodell» gezeigt worden, für die zirka achtzig Architektinnen und Architekten aus dem In- und Ausland Arbeiten geliefert hatten. Die Fachleute waren aufgefordert worden, «zukunftsweisende Landmarks» zu entwerfen,

dafür die besondere Situation in Berlin zu berücksichtigen, «und dies in beiden Teilen der Stadt» [5]. Ein erheblicher Teil der Arbeiten nahm die Teilung der Stadt, die Mauer oder wichtige Orte im grenznahen Raum als Ausgangspunkt auf und entwickelte von hier aus utopische Architekturen oder städtebauliche Strukturen, die über die innerstädtische Grenze hinweg die zwei Stadthälften neu verknüpften.

Schon zwei Jahre nach dem Mauerfall, 1991, zeigte das Architekturmuseum Frankfurt in der Ausstellung «Berlin morgen – Ideen für das Herz einer Groszstadt» städtebauliche Ideen von 17 namhaften internationalen Architekturbüros für die wiedervereinigte Stadt,

um so neue Denkanstöße für die städtebauliche Diskussion der zukünftigen Hauptstadt zu liefern. Einige Architektinnen und Architekten skizzierten in ihren Beiträgen erste Vorschläge für den ehemaligen Mauerstreifen: der Mauerstreifen als Park (Sir Norman Foster), der Mauerstreifen als «neues Herzstück öffentlichen Lebens» [6] (Jean Nouvel), der Mauerstreifen als offene Zone (Zaha Hadid). Diese ersten Ideen verband einerseits die Vision, den Mauerstreifen auch zukünftig im Stadtkörper ablesbar zu machen. Andererseits verfolgten sie das Ziel, diesem Raum, der den Bewohnerinnen und Bewohnern der Stadt so lange Zeit entzogen war, durch öffentliche Nutzungen und die Aktivitäten der Bürger eine neue Bedeutung zu geben.

Häufig wurde in den Ausstellungsbeiträgen die besondere Bedeutung des Mauerstreifens für die Stadt hervorgehoben – seine städtebauliche Tragweite, aber auch seine historische Relevanz und seine Bedeutung für die Identität der Stadt Berlin.

Vielleicht lag in der enormen Vielzahl von städtebaulichen Aufgaben und Fragen, die sich angesichts der Wiedervereinigung der beiden Stadthälften stellten, der Grund dafür, dass die Senatsverwaltung für Stadtentwicklung der Diskussion über die Zukunft des Mauerstreifens keine übergeordnete Bedeutung beimass. Sicherlich wurden Aspekte der ehemaligen Teilung und die städtebauliche Behandlung des ehemaligen Grenzbereiches in Wettbewerben – wie beispielsweise dem ersten Wettbewerb für den Potsdamer Platz oder dem städtebaulichen Wettbewerb für den Spreebogen – diskutiert. Erstaunlich ist aber, dass der Senat nie einen städtebaulichen Ideenwettbewerb für den gesamten Mauerstreifen ausgeschrieben hat. Auch wenn bei einem solchen Wettbewerb sicherlich keine Antworten auf sensible rechtliche Fragen wie Eigentumsrechte berücksichtigt worden wären, so hätte es sich zweifellos gelohnt, die städtebaulichen Potenziale der Schneise näher zu untersuchen und auch übergreifende Ideen für das Stadtgewebe zu entwickeln. Nicht zuletzt hätte ein solcher Wettbewerb auch eine öffentliche Diskussion anregen können – eine Dis-

kussion über den Umgang mit dieser Stadtbrache, über den Umgang mit der jüngeren Geschichte der Stadt und über ihre zukünftige Entwicklung.

Senatsbeschluss und Umsetzung

Das Bedürfnis, die beiden Stadthälften wieder miteinander zu verbinden, war gross, der Entwicklungsdruck in wichtigen grenznahen Gebieten wie dem Potsdamer Platz oder der südlichen Friedrichstadt wurde immer stärker, und die Wunde, die die Mauer in der Stadt hinterlassen hatte, war ein Dorn in den Augen der Öffentlichkeit [7]. Der Senat entschloss sich zum Handeln. So stellte das Abgeordnetenhaus von Berlin am 18. Juni 1992 zum Umgang mit dem Mauerstreifen fest: «Eine einheitliche gestalterische Vorgehensweise in Form eines städtebaulichen Gesamtkonzeptes gibt es nicht und ist vom Senat nicht gewünscht» [8].

Nach diesem Senatsbeschluss fiel die Entscheidungshoheit über die zukünftige Entwicklung des Mauerstreifens den betroffenen Bezirken zu. Ausgenommen waren einige besondere Bereiche, die beispielsweise für Projekte des Bundes benötigt wurden. Da die Mauer auf das Terrain des Ostsektors kurz hinter den Bezirksgrenzen gebaut worden war, lag die Verantwortung bei den ehemaligen Ostbezirken, die seit der Wiedervereinigung jedoch viele neue Aufgaben zu bewältigen hatten. Eine Zusammenarbeit mehrerer betroffener «Mauer-Bezirke», um so möglicherweise einen bezirksübergreifenden Umgang mit dem Mauerstreifen zu entwickeln, war kaum möglich. Oftmals wurde der angrenzende Westbezirk nicht ausreichend an den Planungsentscheidungen beteiligt, obwohl die fast dreissig Jahre Mauerda-sein auch auf der Westseite starke Spuren hinterlassen hatten, und das Zusammenwachsen ein Prozess auf beiden Seiten hätte sein müssen.

Schon drei Jahre nach dem Senatsbeschluss war der Mauerstreifen an vielen Orten nicht mehr zu finden. Da ein Grossteil der Grundstücke im Mauerstreifen wieder Privatbesitz geworden war, hatten viele Eigentümer den Investitionsschub der frühen 1990er-Jahre genutzt und gebaut. Besonders die promi-

nenten innerstädtischen Bereiche, in denen die städtebaulichen Planungen eine Verstärkung der Gewerbestruktur vorsahen, wurden schnell überbaut. An anderen Stellen war weniger Druck vorhanden.

Standpunkte heute

Viele Leute sind damit zufrieden, dass auf dem ehemaligen Mauerstreifen der Grundriss der alten Stadt rekonstruiert wird, und dass es hier nun aussieht wie an jedem anderen Ort der Stadt auch. Der Rest des Mauerstreifens wird sich aus ihrer Sicht langfristig entwickeln und die Narbe, die der kalte Krieg in der Stadt hinterlassen hat, wird sich schliessen.

Andere hätten sich gewünscht, dass sich der Mauerstreifen, ob bebaut oder nicht, im Stadtkörper abzeichnet, beispielsweise durch besondere Gestaltungsregeln oder eine spezifische Nutzungsmischung. Bemängelt wird, dass man auch an diesem geschichtsträchtigen Ort die alte Stadt rekonstruiert und 40 Jahre Geschichte ausblendet – eine Kritik, die Zaha Hadid in ihrem Ausstellungsbeitrag von 1991 bereits vorausnahm: «Die innerstädtische Grenze hat keineswegs eine rechteckige Definition wie die typische Berliner Blockstruktur. Vielmehr ist ihr Verlauf unregelmässig-nervös, empfindlich und verwundbar und fungiert in seiner Gestalt als Zeuge der Berliner Teilung. Würde man die typische Berliner Blockstruktur des 19. Jahrhunderts einfach über dieses Band von Nicht-Land weiterführen, so wäre alle Erinnerung getilgt. [9]»

Schon seit längerer Zeit erfreut sich ein Begriff in der Architektur- und Städtebaudebatte des Berliner Senats höchster Beliebtheit: Identität. Der Berliner Block, die Dichte und Nutzungsmischung der «europäischen Stadt» und die Orientierung am historischen Erscheinungsbild gelten als wichtige Maximen, um zukünftig städtebaulich Identität zu schaffen.

Ist nicht der Mauerstreifen auch ein ganz bedeutsamer Teil des historischen Erscheinungsbildes der Stadt Berlin? Kann dieser Teil der Stadtbaugeschichte und Kulturgeschichte Berlins so ohne



1988/1989



1995



2004



Abb. 14: Leuschnerdamm/Bethaniendamm, Blick nach Süden.

Abb. 15: Bethaniendamm/Adalbertstrasse, Blick nach Nord-Westen.

weiteres ausgeblendet werden? «Die Berliner Mauer verlief relativ willkürlich zwischen dem einen und dem anderen politischen Sektor. Trotz alledem, ihre weltweite politische Brisanz sowie die Ereignisse seit dem 9. November 1989 bedeuten, dass sie unausweichlich Teil der Gesamtheit Berlins geworden ist.», schrieb Norman Foster 1991 [10].

Es ist fraglich, ob die Erinnerung durch Denkmale der Brisanz und Bedeutung, aber auch den städtebaulichen Folgen, die die Mauer für die Stadt Berlin hatte, gerecht wird.

Ausblick

Vielleicht ist es müßig, heute die Entwicklungen der letzten fünfzehn Jahre auf dem Mauerstreifen zu hinterfragen. Und in der Tat: Es wurden inzwischen neue städtebauliche Realitäten geschaffen, die viele der alten Ideen obsolet machen. Aber auch beim Senat gibt es einige kritische Stimmen, die sich für bestimmte Orte andere, adäquatere Lösungen gewünscht hätten.

Momentan hat man jedoch ganz andere Probleme. Durch den Haushaltsnotstand der Stadt kann man inzwischen nicht mehr sicher sein, ob die wenigen Orte, Objekte und Erinnerungsstücke im ehemaligen Mauerstreifen überhaupt unterhalten werden können.

Nach der euphorischen Goldgräber- und Wiedervereinigungsstimmung der Nachwendezeit hat die Stadt in Ost und West einige weniger rosige Jahre erlebt. Nach dem enormen Bauboom der frühen 1990er-Jahre ist auf dem Berliner Bausektor unheimliche Ruhe eingekehrt. Ist diese Situation auch für die Bauwirtschaft ein existenzielles Problem, so hat diese erzwungene Verlangsamung vielleicht auch ihr Positives: fünfzehn Jahre nach dem Fall der Mauer hat man nun Zeit zurückzublicken und die städtebaulichen Ergebnisse zu reflektieren. Möglicherweise gelingt es auch, die Thematik «Mauerstreifen» aus einem anderen Blickwinkel zu betrachten, neue Fragen zu stellen und neue Potenziale zu ent-

decken. Die Denkmale in Berlin, die entlang des Mauerstreifens heute an einigen Orten zu finden sind, die Kunstobjekte, Mauerfragmente und Gedenkstätten ermöglichen die Erinnerung und Auseinandersetzung mit diesem vergangenen Bauwerk der jüngeren deutschen Geschichte.

An vielen Orten ist die Stadt wieder zusammengewachsen. Aber mit dem Abriss der Grenzanlagen hat man nicht überall die Wirkung des Mauerstreifens aufheben können. Zu stark war der städtebauliche Eingriff dieses politischen Bauwerkes, zu tief die Zone, die sich zwischen den zwei Mauern auf der Ost- und Westseite aufspannte. Vielfach wurden in der Nachkriegszeit städtebauliche Projekte im grenznahen Raum realisiert, die in ihrer Konzeption auf die Mauersituation reagierten. Nicht selten befinden sich genau an diesen Stellen die grossen Brachflächen, die noch offenen Zonen des ehemaligen Mauerstreifens. Hier ist das Zusammenwachsen der beiden Stadthälften städtebaulich komplexer, weil sich die beiden Seiten nicht einfach durch die Rekonstruktion des Vorkriegszustandes wieder verbinden lassen. Für diese Standorte würde es sich lohnen, die städtebaulichen Potenziale des innerstädtischen Leerstreifens zu nutzen und neue städtebauliche Ideen zu entwickeln.

Die Frage nach dem Umgang mit der Stadtbrache Mauerstreifen ist also nach wie vor aktuell – Zeit zum Nachdenken hat man ja jetzt in Berlin.

Anmerkungen

[1] Die Arbeit von Frank Thiel ist eine von sieben künstlerischen Arbeiten an den ehemaligen innerstädtischen Grenzübergängen, die im Rahmen eines von der Senatsverwaltung für Stadtentwicklung durchgeführten Wettbewerbes prämiert und zwischen 1997 und 1999 realisiert wurden. «Inhaltliche Zielsetzung des 1996 durchgeführten eingeladenen künstlerischen Wettbewerbs war es, Konzepte zu finden, die sich mit dem Thema Übergang in seiner Vielschichtigkeit auseinandersetzen.» Aus: Senatsverwaltung für Stadtentwicklung (2002): KunstStadtRaum – 21 Kunstprojekte im Berliner Stadtraum.

Senatsverwaltung für Stadtentwicklung, Berlin, S. 22.

[2] Lampugnani V. M. (1991) in: Lampugnani V. M., Mönninger M. (1991): Berlin Morgen – Ideen für das Herz einer Groszstadt. Verlag Gerd Hatje, Stuttgart, S. 8.

[3] Koolhaas R. (1993): Field Trip. In: OMA, Koolhaas R., Mau B. (1995): S, M, L, XL. The Monacelli Press, New York, S. 215–232.

[4] Beitrag für den von der Zeitschrift Casabella 1972 ausgelobten Wettbewerb zum Thema «The City as Meaningful Environment». Koolhaas R., Zenghelis E. (1972): Exodus, or the Voluntary Prisoners of Architecture. In: OMA, Koolhaas R., Mau B. (1995): S, M, L, XL. The Monacelli Press, New York, S. 2–21.

Zu den Projekten von OMA für Berlin siehe auch: Neumeyer F. (1990): OMA's Berlin: The Polemic Island in the City. In: Assemblage 11, S. 36–53.

[5] Feireiss K. (1988): Einführung. In: Feireiss, K. (Hg.) (1988): Berlin – Denkmal oder Denkmodell? Architektonische Entwürfe für den Aufbruch in das 21. Jahrhundert. Ernst & Sohn, Berlin, S. 8.

[6] Nouvel J. (1991) in: Lampugnani V. M., Mönninger M. (1991): Berlin morgen – Ideen für das Herz einer Groszstadt. Verlag Gerd Hatje, Stuttgart, S. 140.

[7] Teilweise gab es von Seiten der Bevölkerung heftige Proteste gegen den Erhalt des Grenzstreifens. Siehe dazu die Beiträge auf der Homepage der Senatsverwaltung für Stadtentwicklung von Berlin «Bernauer Strasse» http://www.stadtentwicklung.berlin.de/denkmal/denkmale_in_berlin/de/berliner_mauer/ und «Die Berliner Mauer» http://www.stadtentwicklung.berlin.de/denkmal/denkmale_in_berlin/de/berliner_mauer/bernauer_strasse.shtml

[8] Abgeordnetenhaus von Berlin (1992) Drucksache 12/2555 Mitteilung – zur Kenntnisnahme – über Umgang mit der Mauer, S. 2. Die Veröffentlichungen des Abgeordnetenhauses sind beim Kulturbuchverlag Berlin erhältlich.

[9] Hadid Z. (1991) in: Lampugnani V. M., Mönninger M. (1991): Berlin morgen – Ideen für das Herz einer Groszstadt. Verlag Gerd Hatje, Stuttgart, S. 112.

[10] Foster N. (1991) in: Lampugnani V. M., Mönninger M. (1991): Berlin morgen – Ideen für das Herz einer Groszstadt. Verlag Gerd Hatje, Stuttgart, S. 100.

Nicola Schüller
Belziger Strasse 74
D-10823 Berlin
nicola.schueller@berlin.de

Jochen Klein
Dresdener Strasse 109
D-10179 Berlin
jochen.klein@daniel-libeskind.ch